

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 191.

Elbing, den 17. August.

1892.

Dunkle Mächte.

Novelle von H. v. Limpurg.

4)

Nachdruck verboten.

„Das ist dabei ganz gleichgültig,“ gab Graf Wellern heftig zur Antwort, und der Stuhl, worauf er gesessen, fiel polternd zur Erde, als der Graf in die Höhe sprang, „ich gab dem Fürsten Seroco in Deinem Namen das Jawort, denn es ist eine glänzende Partie für Dich, die sich vielleicht nie wieder bietet, und ich setze voraus, daß Du den schuldigen Gehorsam nicht bei Seite setzen wirst, sondern Dich ebenfalls bereit findest, den Fürsten zu heirathen.“

„Niemals, mein Vater, ich kann es nicht,“ entgegnete Therese so laut und fest, daß sie vor der eigenen Stimme erschrak, „ich liebe den Fürsten nicht und kann deshalb seinen Antrag nur dankend ablehnen.“

„Thörichtes Mädchen,“ tobte jetzt Wellern, „was soll das heißen? Glaubst Du, ich werde diesem Eigensinn folgen? Nimmermehr. Mein Wunsch ist unweigerlich und so lange bleibst Du auf Deinem Zimmer, bis Du einwilligst.“

„Das kann ich nicht — mein Herz ist nicht mehr frei,“ antwortete Therese zitternd, aber kaum hatte sie in tiefster Bewegung diese Worte herausgestoßen, als sie erschrak, denn sie hatte das tiefste Geheimniß ihres Herzens entdeckt und preisgegeben!

„Oho, nun weiß ich Bescheid,“ erwiderte der Schlossherr hohnlächelnd, „und nun erst recht wirst Du Fürstin Seroco. Meinst Du, ich litte es, daß Du eines — bürgerlichen Arztes Weib und die Schwiegertochter meines untergebenen Oberfürstlers würdest? Nimmermehr! Die neue Mode, wo Stammbaum und Wappenschild achlos bei Seite geworfen werden, sobald eine vorübergehende Leidenschaft auflodert, mache ich nicht mit, und ich kann Dir nur rathen, Arthur Fels nicht in die Lage zu bringen, daß ich ihn wie seinen Vater nächstens aus dem Schlosse werfe.“

„Vater, das wirst Du nicht thun!“ flehte Therese.

„So! Wer hindert mich daran? Der anmaßende Mensch, der gestern so unverschämt meinen hohen Gast behandelte, ist mir sehr zuwider und ich verbiete ihm einfach mein Haus.“

„Aber unsere Liebe kannst Du nicht verbieten, Vater,“ sprach Therese feierlich, während die zarten Wangen erglühten, „wir werden uns immer treu bleiben, auch wenn die ganze Welt sich zwischen uns aufthürmte.“

„Schöne Romanträume,“ höhnte Graf Wellern ingrimmig, „Du kannst ja Deinem Geliebten ein treues Andenken bewahren, auch wenn Du Serocos Weib bist. Die Gedanken sind zollfrei, jedenfalls bitte ich mir aus, daß Du gehorchst.“

„Niemals!“ rief sie außer sich. Da stürzte der jähzornige Mann zu ihr hin, packte sie an den Schultern und riß sie zu Boden.

„Sag es noch einmal und ich vergesse, daß ich meine Tochter vor mir habe,“ keuchte er wüthend, „ich will Dich lehren, zu gehorchen.“

„Ich kann nicht, Vater,“ rief Therese verzweifelt und umklammerte seine Kniee, „habe Erbarmen —“

„Nein, Du mußt gehorchen,“ schrie der Graf und schleuderte das unglückliche Mädchen von sich, daß sie mit dem blonden Köpfchen an das Sopha schlug. „Du bist nicht mehr meine Tochter, wenn Du Dich weigerst, den Fürsten zu heirathen. Ich fluche Dir!“

Wie ohnmächtig lag Therese am Boden, die Augen geschlossen, und nur ein feiner rother Blutstreifen drang zwischen den blonden Haarsträhnen hervor.

Der Graf stand einen Moment ganz betäubt vor der am Boden liegenden Tochter, dann riß er an der Klingel und herrschte das ein tretende Stubenmädchen an: „Sehen Sie nach der Comtesse, sie ist gefallen und sagen Sie der Frau Gräfin Bescheid.“

* * *

Zur selben Stunde stand Doctor Fels vor der Gräfin, todtbleich, aber fest entschlossen.

„Ich komme, gnädige Frau, um Abschied zu nehmen,“ begann er mit vibrirender Stimme, „nach schwerem Kampfe habe ich überwunden.“

Bewegt bot ihm die Dame die schlanke Hand. „Armer Arthur, zum letzten Male muß ich Sie so nennen; ich fühle mit Ihnen, glauben Sie mir, daß ich es weiß, was Ihnen dies Wort der Entsagung gekostet hat.“

„Gott hat gesehen, welche Nacht ich durchwacht,“ stöhnte der junge Mann voll dumpfer

Dual, „aber wozu nochmals den Dolch in die Wunde stoßen, Frau Gräfin. Erlauben Sie mir nur Eins: Abschied von Therese zu nehmen.“

Einen Moment schweig die Gräfin, dann blickte sie traurig empor und sagte leise: „Was werden Sie sagen, Herr Doctor, wenn ich Ihnen dies verweigere? Aber es ist besser so. Wollen Sie mein armes Kind noch unglücklicher machen?“

„Ach, Frau Gräfin, haben Sie Erbarmen! Reißten Sie uns nicht auseinander ohne ein letztes Wort, einen Händedruck. Denken Sie an das lange, öde Leben, welches von heute an vor uns liegt; es ist so wenig, um was ich Sie bitte.“

„Der Mensch kann viel ertragen, Herr Doctor Fels, wenn er muß,“ bemerkte die Dame ernst, „und ich fordere von Ihnen nur das, was ich selbst einst gethan. Damals, als mein jetziger Gemahl um mich warb, gehörte mein Herz und mein Schwur bereits einem Anderen, einem entfernten Vetter, den ich in der Residenz kennen gelernt hatte. Mein guter Vater war damals schon längst todt, meine Mutter, eine vortreffliche aber unbeugsam strenge Frau, hatte eine Partie zwischen mir und Graf Wellern geplant, der meinen Reichthum brauchte, um sein stolzes Wappenschild zu neuem Glanze zu bringen. Ich liebte ihn nicht, sein leidenschaftliches Wesen ängstigte mich und als ich eines Tages zufällig Zeuge wurde, wie er sein Lieblingspferd auf die rohste Weise züchtigte, stieg diese Furcht vor ihm fast bis zur Abneigung.“

Aber was meine Mutter sich vorgenommen, mußte geschehen. Sie nahm mich vor und es gab eine heftige Scene, die trotz aller Vorstellungen mit meiner energischen Weigerung endete. Nun wurden andere Hebel gegen mich in Bewegung gesetzt — Gott vergebe es denen, die es thaten! Mein Vetter erhielt einen Brief, worin ihm mitgetheilt wurde, ich sei meiner Zusage überdrüssig und bäte, mich davon zu entbinden, da sich mir eine in jeder Weise glänzende Partie böte. Meine Mutter hatte in dem Briefe noch einige bittere Bemerkungen eingeschlichen über das „Einfangen der reichen Verwandten“ und über den Triumph des armen Offiziers bei diesem gelungenen Streich, die den unglücklichen Empfänger rasend machten. Er setzte sich nieder und schrieb mir einen Abschiedsbrief, den ich unter bitteren Thränen zerriß, — ehe ich zur Mutter ging, um ihr zu sagen, daß ich Graf Wellerns Gemahlin werden wollte. Erst Jahre darauf erfuhr ich den ganzen Zusammenhang, als schon das Grab über meiner Mutter sich geschlossen hatte. Und doch kann ich noch heute nicht Ihrer gedenken ohne eine gewisse Bitterkeit, wenn ich ihr auch verziehen habe.“

Doctor Fels küßte die Hand der Gräfin, dann antwortete er fest: „Wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe, daß ich Therese dem Willen

des Vaters geneigt machen will, werden Sie auch dann auf Ihrem Willen bestehen, Frau Gräfin, und uns keinen Abschied vergönnen?“

Da wurde mit einem Male die Thür des Zimmers heftig aufgerissen, die Jungfer stürzte todtbleich herein und zu ihrer Herrin hin.

„Frau Gräfin,“ schrie sie außer sich, „kommen Sie rasch zur Comtesse! Sie liegt besinnungslos am Boden!“

„Was ist geschehen?“ fuhr die Gräfin auf, dann stürzte sie hinaus, gefolgt von dem jungen Arzt, der todtbleich geworden war.

Als sie eintraten, hatte Gräfin Therese die Augen wieder geöffnet. Dunkle Gluth färbte ihre Schläfen, als sie hinter der Mutter den Geliebten erblickte.

„Beruhige Dich, Mama,“ sagte sie freundlich, „es ist nichts, ich bin wieder ganz wohl.“

„Kind, Kind, was ist Dir geschehen?“ rief die Gräfin außer sich, neben der Tochter niederknieend. „Du warst so heiter und munter beim Frühstück und nun bist Du wie umgewandelt. Was hat Dich erschreckt?“

„Sie bluten, Comtesse,“ rief der junge Arzt und beugte sich über die Geliebte. Dabei strich er mit der Hand die Blutspur fort, die indes sogleich zurückkehrte; dann wandte er sich zur Jungfer und sagte: „Bringen Sie Schwamm und Becken, ich werde die kleine Wunde verbinden.“

Therese blieb stumm bei all den Fragen der Mutter nach ihrem Unfall, nur in ihren blauen, großen Augen schimmerte ein wehmüthiger Ausdruck.

„Laß es jetzt gut sein, Mama, ich habe — ein Todesurtheil bernommen,“ flüsterte sie dann leise. „Verurtheilte sind wohl immer ernst, wenn ihnen das Urtheil mitgetheilt wird.“

Die an sich unbedeutende Wunde wurde verbunden und, als das Mädchen sich entfernte, ergriff Arthur die Hand der Comtesse und sagte:

„Therese, bitte Deine Mutter, daß sie uns etne ganz kurze Unterredung gestattet — es ist die letzte Gnade, welche den Verurtheilten gegönnt wird.“

„Mama,“ entgegnete das junge Mädchen und schaute stehend zur Gräfin auf, „wirft auch Du mir mit einem Fluche drohen, wenn ich nicht jenes schrecklichen Mannes Weib werden kann?“

„Therese,“ gab die Gräfin mild zurück, „das könnte ich niemals, dazu liebe ich Dich zu sehr, aber ich werde thun, was in meinen Kräften steht, um Dich zu vermögen — gehorjam zu sein.“

„Auch wenn mir das Herz dabei bricht?“

„O, Kind, wie viele Menschen leben welter mit gebrochenem Herzen; das Bemühtsein, die Bitterkeit gethan zu haben, hilft über manches Herzeleid hinweg. Doch es sei, Ihr sollt von einander Abschied nehmen; ich habe Ihr Ehrenwort, Arthur!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Größe und Kraft.** Daß Größe und Kraft — wie man für gewöhnlich anzunehmen geneigt ist — nicht immer gleichbedeutend sind, beweist uns nicht nur das Menschengeschlecht, sondern vor Allem das Thierreich. Ein großes, dickes und vollblütiges Geschöpf mag wohl dem kleinen, zierlichen gegenüber etwas Imponirendes besitzen, aber seine relative Stärke braucht deshalb eine größere noch nicht zu sein. Der Organismus eines lebenden Wesens gleicht einer Dampfmaschine; je mehr Nahrung sie empfängt, desto mehr Kräfte kann sie entwickeln. Der zugeführte Nahrungstoff darf aber nicht nur die Lebenskraft und das Wachstum befördern, sondern er muß auch die Muscularkraft hergeben. Es läßt sich daher der Satz aufstellen: Je mehr Nahrung ein Geschöpf zu sich nimmt und je weniger es wiegt, desto mehr Muskelstärke wird es besitzen. Wir verstehen also in diesem Sinne nicht die durch Übung und Gewandtheit erzielte Kraft, sondern das Verhältnis des tragfähigen Gewichts eines Geschöpfes zu dem des eigenen Körpers. Nach Regnier verhält sich die Kraft eines erwachsenen Mannes zu seinem Körpergewicht wie 12:13; ein Mann von etwa 30 Jahren, welcher 130 Pfund wiegt, vermag also nur 120 Pfund zu tragen. Ein Zupferd kann nur für wenige Augenblicke eine Kraft ausüben, welche $\frac{2}{3}$ seines eigenen Gewichtes gleichkommt. Der Mann ist also stärker als das Pferd. Aber das kleinste Insect trägt, wie der Franzose Felix Plateau durch seine Experimente über die Muscularkraft nachgewiesen hat, mit Leichtigkeit fünf-, sechs-, zehn- und zwanzigmal sein Gewicht und noch mehr. Wenn ein Pferd relativ dieselbe Stärke hätte wie mancher Käfer, so könnte es eine Zugkraft ausüben, welche ungefähr 60,000 Pfund (600 Centnern) gleichkäme. Außerdem bestätigt Plateau unsere aufgestellte Behauptung, daß von zwei Insecten derselben Klasse, welche an Gewicht bedeutend verschieden sind, das kleinere und leichtere auch das stärkere ist. Um die Stoßkraft eines Insectes festzustellen, sperre Plateau dasselbe in eine Röhre von im Inneren rauhem Kartenpapier. An dem einen Ende war ein durchscheinendes Blättchen eingelassen, gegen welches das Thierchen mit aller Anstrengung und Kraft stieß, um an das Licht zu gelangen. Das so vorwärts getriebene Blättchen wirkte auf einen Hebel, und dieser war wiederum mit einem Meßapparat verbunden, welcher die zum Stoß verwandte Kraft anzeigte. Zur Bestimmung des Gewicht-

tes, welches ein Insect im Fluge tragen kann, hing der Forscher ihm einen Faden mit einem Kügelchen an, dessen Schwere vermehrt und vermindert werden konnte. Bei diesen Experimenten ergab sich aber, daß ein Insect im Fluge kein merkbar größeres Gewicht, als das seines eigenen Körpers zu tragen im Stande war. Daß die vorstehenden Wahrnehmungen auch auf den Menschen analoge Anwendung finden, beweist uns das tägliche Leben; doch sei zur Beruhigung der von der Natur bevorzugten Großen erwähnt, daß keine Regel ohne Ausnahme ist. Das Märchen vom „Kleinen tapfern Schneiderlein“ bildet gewissermaßen die mythische Einkleidung unserer Schlußbehauptung, und ein Ringkämpfer Abs bestätigt die Ausnahme.

— **Der gesammte Kohlenverbrauch der Erde** ist jüngst von sachmännischer Seite einer möglichst sorgfältigen Schätzung unterzogen worden, die zu sehr interessanten Ergebnissen führte. Der Kohlenverbrauch vertheilt sich auf die Heizung von Dampfmaschinen, auf die Gaserzeugung, die Gewinnung von Metallen aus Erzen und die Verarbeitung derselben und schließlich auf die Benutzung am häuslichen Herde. Man kann annehmen, daß die heutigen Dampfmaschinen zusammen Dampf für 10 Millionen Pferdekraften liefern und daß durchschnittlich die Hälfte der letzteren Stunde für Stunde durch Kohlenfeuerung gewonnen wird. Ebenso entspricht es ziemlich genau den Thatsachen, daß im Mittel für Pferdekraft und Stunde mindestens 2 Kilogramm Kohle erforderlich sind. Sonach beläuft sich der stündliche Kohlenverbrauch der sämtlichen Dampfmaschinen auf 240 000 Centner. Wahrscheinlich ist diese Zahl aber zu gering, denn nach anderen Annahmen wird die Leistung sämtlicher vorhandenen Dampfmaschinen auf 20 Millionen Pferdekraft geschätzt. Was die Gasbereitung anbelangt, so schätzt man den stündlichen Verbrauch auf 5 Millionen Kubikmeter Leuchtgas, was einen Kohlenverbrauch von mindestens 200,000 Centner in der Stunde erfordert. Schwieriger zu schätzen ist der Verbrauch zur Erzeugung von Kraft- und Heizgas, er kann auf 90,000 Centner in der Stunde veranschlagt werden. Eine sehr große Kohlenmenge erfordert die Gewinnung der Metalle aus ihren Erzen. Deutschland allein erzeugt in den letzten Jahren täglich 180,000—240,000 Centner Eisen und man kann die Roheisen-Gewinnung auf der ganzen Erde zu 100,000 Centnern in der Stunde veranschlagen. Die gesammte übrige Metallausbeute ist etwas geringer als die an Eisen,

so daß im ganzen ein stündlicher Verbrauch von 180,000 Centnern Kohle anzunehmen ist. Die gewerblichen und Fabrikbetriebe erfordern, nach einer berechtigten, speziellen Schätzung stündlich 100,000 Centner. Am schwierigsten zu schätzen ist der häusliche Bedarf an Kohlen. Nach den Angaben eines Kohlen-Großhändlers vertheilt sich dessen Absatz zu $\frac{3}{4}$ an Industrielle und zu $\frac{1}{4}$ an Privatleute. Nimmt man dieses Verhältniß als allgemein zutreffend an, so würde der häusliche Bedarf mit stündlich 200,000 Centnern gedeckt sein. Sonach beziffert sich der Gesamtverbrauch der Menschheit an Kohle auf stündlich 1,100,000, also täglich auf 25 Millionen Centner. Diese Zahl ist aber eher zu klein als zu groß, denn die allein in England und Deutschland geförderte Kohlenmenge bezifferte sich in den letzten Jahren auf täglich 12 Millionen Centner und die Kohlenförderung aller übrigen Länder kann auf das $1\frac{1}{2}$ -fache dieser Menge veranschlagt werden. Im einzelnen wechselt der Verbrauch natürlich von Tag zu Tag ziemlich erheblich, aber im allgemeinen nimmt er zu, und zwar im wachsenden Verhältniß. Jeder neue transatlantische Dampfer, jedes neue große Panzerschiff vermehrt den Verbrauch um täglich Tausende von Centnern. Noch immer hält die Ausbeute Schritt mit dem zunehmenden Verbrauch, denn der Reichtum der Erdschichten an Kohle ist ungeheuer. Aber freilich ist er doch begrenzt. Für England wird die Erschöpfung in kaum 200 Jahren eintreten. Deutschland hat noch Kohle für Jahrtausende, Rußland, Nordamerika, China bergen ebenfalls unerschöpflich scheinende Steinkohlevorräthe.

— **Eine Expedition in das europäische Nordmeer.** Man schreibt uns aus Marinekreisen: Am 20. Juli Morgens hat das französische Kriegsschiff „Manche“, Kommandant Linienschiffskapitän Vienaimé, den Hafen von Leith in Schottland mit der Bestimmung zu einer Expedition in das europäische Nordmeer verlassen. An Bord dieses Schiffes befindet sich der österreichische Linienschiffs-Lieutenant August Gragl, welcher an der österreichisch-ungarischen Expedition nach Jan Mayen im Jahre 1882 theilgenommen hat, dann die französischen Gelehrten Pouchet und Rabot eingeschifft. Die „Manche“ sollte von Leith direkt nach Jan Mayen steuern und von da über Tromsøe in Norwegen sich in die Gewässer von Spitzbergen begeben; sollten jedoch vor Jan Mayen ähnliche ungünstige Eisverhältnisse, wie sie im Vorjahre den französischen Kreuzer „Chateaurenault“ gehindert haben, eine Landung auf

der Insel zu bewerkstelligen, angetroffen werden, so wird möglicherweise die „Manche“ von Jan Mayen direkt nach Spitzbergen segeln und erstere Insel vor der Rückkehr nach Frankreich neuerdings zu erreichen trachten. Auf Jan Mayen soll eine Anzahl von Offizieren und Matrosen mit einem für alle Fälle ausreichenden einmonatlichen Lebensmittelvorrath ausgeschifft werden; doch wird diese Abtheilung nur ein oder zwei Tage am Lande bleiben, während welcher die „Manche“, mangels eines Ankerplatzes, um die Insel kreuzen wird. Zweck der Expedition des französischen Schiffes nach Jan Mayen ist Vornahme von wissenschaftlichen Beobachtungen auf dieser Insel und die Revision der von der österreichisch-ungarischen Expedition des Jahres 1892 daselbst zurückgelassenen Baulichkeiten und Vorräthe. Erstere Arbeiten betreffend, verdient hervorgehoben zu werden, daß Linienschiffs-Lieutenant Gragl unter Anderem auch hier sowie auf Spitzbergen Bestimmungen der Intensität der Schwerkraft ausführen wird. Auf Spitzbergen, dessen gebirgige und fjordreiche Westküste bis zu dem unter dem 79. Breitengrad gelegenen Magdalenen-Bai abgelaufen werden soll, werden neben den wissenschaftlichen Beobachtungen vorzüglich Sammlungen von lebenden und fossilen Thieren, von welch' letzteren große Lager existiren sollen, veranstaltet werden.

Weiteres.

* [Auch eine Empfehlung.] Hausfrau: „Hören Sie, mein Vetter, ich möchte zu einer Familienfeier demnächst das Parquet bohnen lassen; werden Sie denn aber Ihre Sache auch gut machen?“ Bohner: „Na ob! Gnädige Frau, fragen Sie mal gegenüber beim Rentier Schulze; da habe ich neulich so schön glatt gebohrt, daß sich zwei Leute die Füße gebrochen haben.“

* [Ein Praktikus.] A.: „Bei uns gilt es, die einlaufenden Sachen möglichst sofort zu erledigen!“ — B.: „Da sind wir ganz anderer Ansicht, Herr Kollege. Sie glauben gar nicht, wie viel Sachen sich durch Liegenbleiben von selbst erledigen.“

* [Schattenseite der Sonntagruhe.] Sonntagsjäger: „Donnerwetter, wenn nun Sonntags die Geschäfte geschlossen sind, wo soll ich denn meine Hasen schließen?“

Verantwortlicher Redakteur: George Spitzer
in Elbing.
Druck und Verlag von H. Gaatz
in Elbing.